

Eine Seele [Fortsetzung]

Autor(en): **Waldstetter, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 19

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638661>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 19 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 12. Mai 1923

— Mainacht. —

Von M. Seeische.

I.

Es duftet die Nacht! Sie trug im Mantel hernieder
Vom Himmel den Mai, den holden, im Kindergewand.
Sie legte der Mutter Erde ans pochende Herz ihn
Und geht nun weiter durchs stille Land.

Es duftet die Nacht! In des Mantels Falten da hängen
Noch Blüten vom Kranz, den im Haar trug der Mai.
Ich mag heut nicht schlafen gehen! Glaube, derweilen
Zög' leise, leise das Glück vorbei! — —

II.

Es weint die Nacht! Die großen Tränen fallen
Wie Himmelsregen weich und duftend nieder.
Der Mai geht durch der Wälder lenzgeschmückte Hallen
Und lehrt die Nachtigallen neue Liebeslieder.

Es weint die Nacht! Sie hat den Tag gesehen
In seiner himmelsnahen Schönheit, seinem Glanze.
Nun, da vor Wonne ihr die Augen übergehen,
Slicht sie die Perlenkette zu seinem Blütenkranz.

— Eine Seele. —

Roman von Ruth Waldstetter.

19

Am Tage, ehe der Professor die Stadt verließ, und kurze Zeit, bevor Charlotte aus der Sommerfrische zurückkam, schrieb er an sie einen Brief. Charlotte war bereits von seinem Entschluß, den Ruf in die Ferne doch noch anzunehmen, unterrichtet; und alles, was sie in den letzten Wochen aus der Stadt vernommen hatte, die Kunde von Stephans seltsamem Unfall am Tage des Auftritts mit Faber und der unerwartete Entscheid des Professors, bildete nach und nach in ihrem Geist eine Kette, der zwar einige Glieder fehlten, die sie aber trotzdem mit der feinen Ahnung ihres Gefühls irgendwie zusammenzuschmieden wußte. Was sie sich nicht mit den Gedanken zugestand, deutete ihre Empfindung. Sie lebte so ganz in diesen Vermutungen, Erinnerungen, Gefühlen und Zweifeln, daß ihr körperliches Befinden offensichtlich darunter litt und Frau Hoch von der diesjährigen Kur ihrer Tochter durchaus nicht befriedigt war. Sie erklärte Charlotte für nervöser und sonderbarer als je, und man konnte aus einzelnen ihrer Äußerungen schließen, daß sie sich in der Stille ernstlich mit der Frage beschäftigte, ob nicht den Wünschen des jungen Mädchens vielleicht doch nachzugeben sei. Ein Brief an ihre Adresse, den Faber gleichzeitig mit demjenigen an Charlotte abschickte, bestätigte sie in diesen Erwägungen.

Das Schreiben an Charlotte aber lautete:

„Mein verehrtes Fräulein,

Ich will nicht ganz lautlos und abschiedslos verschwinden, nachdem Sie mich zum Anwalt Ihrer Anliegen gemacht haben. Daß ich den Amerika-Ruf doch annahm, ist weniger Vorsatz als Geschick. Ich reise, weil ich reisen muß.

Was Sie angeht: Ich mache heute noch einen letzten Ueberzeugungsversuch Ihrer Frau Mutter gegenüber, und ich hoffe und bin gewiß, daß Sie auf alle Fälle standhalten werden auf Ihrem Wege und sich nicht abdrängen lassen. Bewahren Sie sich immer den freien Blick für das Hauptsächliche, und verlieren Sie sich nicht an untergeordnete Teilzwecke, was im allgemeinen die Gefahr des Alterwerdens mit seinem Abnehmen der Elastizität ist. Daß Sie, unbekümmert um Brauch und Zweckdienlichkeit eine komplexe Forderung an das Leben stellen, diese Freude bewahre ich mir rein. Ich denke mir aus, wie ich gerne ein Stück Weges aufmunternd an Ihrer Seite gegangen wäre; aber hier beginnt der Irrtum. Es ist ja vielleicht doch nicht bloße Narrheit, daß wir so ängstlich um unsere Selbstbestimmung besorgt sind. —

Also noch einmal: Weichen Sie nicht von sich selber ab — wenn ich einen Wunsch für Sie aussprechen darf. Auf beiliegendem Zettel führe ich das Bücherprogramm für diesen Sommer zu Ende. Für den Winter rate ich noch ein-

mal zu Berlin. In jedem Notfall bin ich vorhanden, wenn auch außer Sicht.

Nehmen Sie auf jetzt und immer meine tiefgefühlten Wünsche für Sie.

Faber."

Charlotte las diesen Brief mehrmals, und dann nur immer wieder den einen Satz: Diese Freude bewahre ich mir rein. Er kam ihr vor wie eine großmütige Antwort, die sich der Schreiber im Zwiegespräch mit sich selber gegeben haben mochte. Und es war ihr, als sähe Faber sie wieder an mit jenem leichten, starken und unergründlichen Blick, der ihr noch jetzt das Herz bewegte.

Sie hatte bei ihrer Rückkehr in die Stadt schon auf den ersten Abend einen Besuch bei Hilde verabredet.

Als sie dort ankam, erschien die Schwester selbst an der Tür. Sie umarmte Charlotte, fragte nach ihrem Befinden und dem der Mutter, dem Verlauf der Reise und den Einzelheiten des Aufenthaltes und machte den Eindruck, als sei sie etwa verlegen. Als sie endlich Charlotte zu sich aufs Sofa gezogen hatte in dem hellen, sonnigen Damenzimmer, sagte sie: „Was wollte ich dir doch alles erzählen, Lottechen? Du mußt übrigens bleiben bis zum Abendbrot, damit wir ein bißchen Zeit haben. Also vorgestern feierten wir Verlobung bei Steins. Wenig Bekannte waren da, weißt du, dagegen Flitts Leute; wir gingen früh weg. Ich mußte an das Fest im April denken, wie du auch dabei warst; neulich fehlten eigentlich alle von damals. Bastian, der immer noch im dunklen Zimmer sein muß —“

„Ist er sehr krank?“

„Es soll ihm etwas besser gehen. Aber es heißt — glaubst du, daß das wahr sein kann? — er sei aus Eifersucht auf Flitt krank geworden. Konnte er sich denn einbilden —?“

„Bewundert hat er Grete Stein. Aber Eifersucht — das ist so ein gemeines und unzulängliches Wort,“ sagte Charlotte, indem sie langsam und tief errötete.

Hilde warf einen kurzen Blick auf sie, sah dann weg und sagte gerstreut: „Nun ja, also das ist die Sache mit Bastian, wie Siegfried sie erzählte. Uebrigens, dies muß ich dir gleich sagen, Siegfried hat sie also, die Professur. An dem Abend selbst wurde es bekannt. Wie wir beim Nachhausegehen, wird Siegfried ein Rosenstrauß mit einem Willett überbracht. Alle fragen natürlich, wieso und warum. Plötzlich liest einer auf der Karte „Herrn Professor Dr. Stein“. Nun natürlich Händeschütteln, Tischreden — Paul hat es erst mit den andern erfahren. Es gab ihm ein bißchen zu denken. Und weißt du, mir kam eine boshafte Idee: ob bei dieser famosen Ueberraschung nicht der alte Papa Stein die Hand im Spiel hatte?“

Charlotte lächelte trüb. „Ganz Papa Stein!“

„Ich weiß nicht, die Sache sah ein bißchen arrangiert aus. — Und nun ferner...“ Hilde runzelte die Stirn, ihre Gedanken sammelnd, „Gerold war natürlich da, das ist ja übrigens selbstverständlich. Er hat sich verändert, fand ich, er sah so mager und ernst aus. Und dann hatte er eine seltsame Art: er tauchte alle Augenblicke in meiner Nähe auf; aber es fiel ihm gar nicht ein, etwas zu reden. Ich dachte, er suche wohl eigentlich dich. Jetzt geht ja auch sein verehrter Professor weg. Er war nicht da; ich glaube, er sollte gestern verreisen.“

Charlotte sah mit ernster Miene vor sich hin. Und Hilde war in diesem Augenblick betroffen über den seltsamen Reiz, den das Gesicht der Schwester besaß. Wirklich hatte alles, das rassistische Profil, die freie Haltung des Kopfes und die Intensität des Blickes eine außergewöhnliche Uebereinstimmung und verband sich zu einer Persönlichkeitswirkung von seltener Stärke des Ausdrucks. Von dieser zarten Körperlichkeit ging ein spürbares Fluidum aus.

„Ja, er ist weg,“ sagte Charlotte, „er hat den Ruf angenommen. Warum? Weiß man das?“

„Ach, die Leute haben wohl um so mehr Vermutungen, je weniger sie wissen. Und dann kommt der Neid dazu. Es spreche für seinen Ehrgeiz und nicht für seine Wissenschaftlichkeit, behauptet man, daß er sich für Amerika entschlossen habe.“

„Ist das alles?“

„Und dann die erbliche Belastung, weißt du. Bei „uns“ spielt das ja natürlich eine große Rolle in der Beurteilung. Solche Menschen schwanken immer bis zum letzten Augenblick, meint Paul, und entschlossen sich dann zu etwas ganz Unvorhergesehenem, und vielleicht aus einem nichtigen Grunde, einfach weil sie einmal Schluß machen müßten.“

Charlotte lächelte schwach. „Solche Menschen! — Ich hatte gedacht, du könntest mir vielleicht etwas erklären,“ setzte sie hinzu, indem sie langsam mit der Hand einer Falte ihres Rockes entlang strich.

„Ich hatte dasselbe von dir gedacht,“ sagte die Andere, „aber nicht eben in bezug auf Faber.“

„Sondern?“

Hilde ergriff mit einer spontanen Bewegung die Hand der Schwester. „Lotte, ich habe mich über manches so beunruhigt in letzter Zeit,“ sagte sie in einem fast einsammelnden oder um Entschuldigung bittenden Ton. „Aber es ist schwer, sich darüber zu äußern.“

„Du's doch,“ sagte Charlotte einfach.

„Nämlich,“ fing Hilde nun ganz unvermutet mit heiterer Stimme an, „ich bin ganz überzeugt, daß du in diesem Herbst deine Pläne ausführen mußt, und ich werde Mama bearbeiten und es selber durchsehen, wenn es nötig ist. Ich habe auch Paul dafür gewonnen; auch er soll sein Wort sagen.“

„Wieso denn?“ fragte Charlotte, indem eine leichte Röte der Erregung ihr in die Wangen stieg. „Und gerade jetzt habe ich zum erstenmal fast den Mut verloren.“

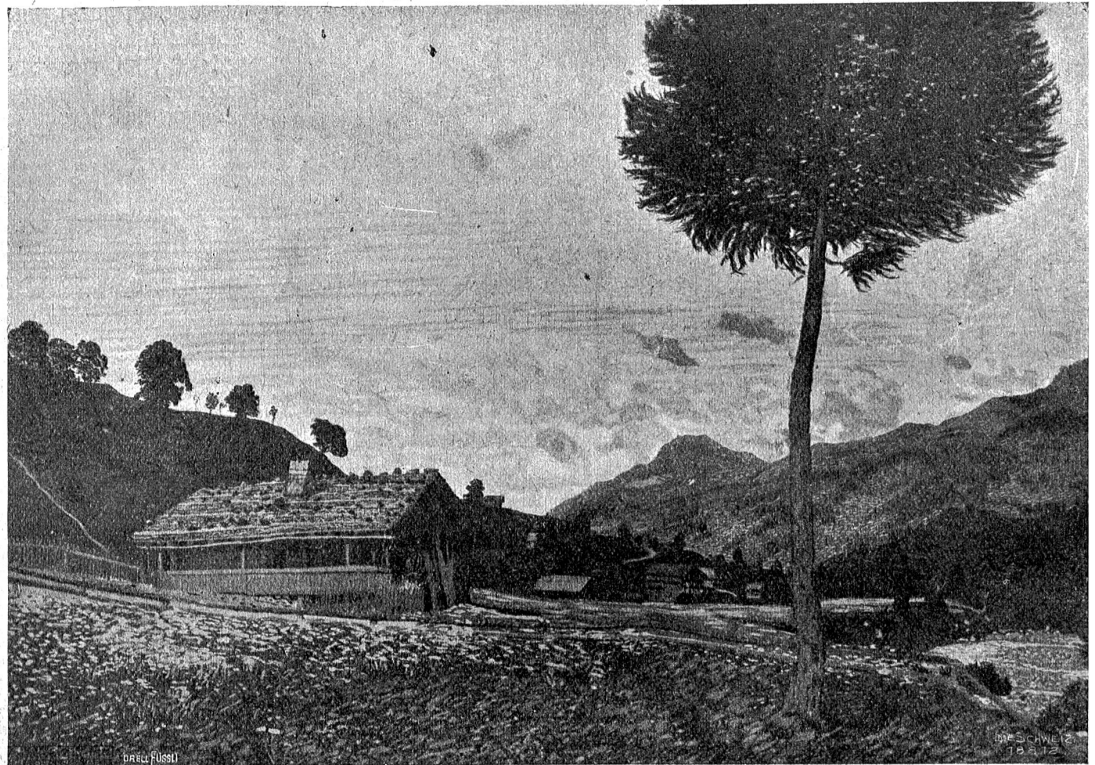
„Eben deshalb,“ versetzte Hilde. „Ich habe mir Gedanken darüber gemacht, ob du vielleicht, im vergangenen Halbjahr, an deiner Zukunft verzweifeltest, — du hast aber dann in letzter Zeit wieder sehr heiter geschienen — und ob du deshalb... Lotte, du müßtest mir sagen, ob du mich ganz gleich lieb behalten willst, einerlei, was ich jetzt rede; ich werde auch sogleich mich selber — nein, ich will sogar zuerst mich selber hernehmen.“

Charlotte hatte die ruhige und einfache Hilde nie in solcher Erregung und solchem Bemühen gesehen. Aber es schien ihr nach allem, was in der letzten Zeit vorgefallen war, nicht mehr allzu verwunderlich, daß sich die Menschen mit der Äußerung von Gedanken abplagten, die sonst stumm und der Umwelt unbekannt blieben.

Hilde sah vor sich nieder und begann: „Du weißt ja die Hauptsache, daß immer zwischen Paul und mir ein Schatten gestanden hat, etwas Fremdes, das unbegreiflich stark auf Paul einwirkte. Aber ich hab es natürlich nicht ganz so ausgesprochen, wie ich es fühlte. Es war mir eine so tiefe Kränkung, — ja gerade das war es mir, — daß ich oft dachte, ich wolle ihm alles Vertrauen entziehen und nur noch gleichgültig neben ihm herleben. Ich habe ihn eben doch die ganze Zeit sehr lieb gehabt, gar nicht, weil er mir

so ungemein sympathisch wäre oder weil ich ihn so anziehend fände, das ist er nicht, das weiß ich wohl. Aber er ist solch ein einfacher, ein rührend einfacher Mensch unter all dem Wissenschaftskram, der ihm anhängt. Er kam mir wirklich manchmal vor wie ein Bauer oder ein Handwerker, ganz anders als wir. Oder manchmal dachte ich, er sei — ach, das kann ich eigentlich nicht sagen... Nun, wenn ich so eine Geschichte oder ein Gedicht las von einem treuen Hund, der auf das Grab seines Herrn ging und dort blieb und starb, so mußte ich manchmal ganz mit Rührung an Paul denken. Und gerade deshalb, weil ich sein Innerstes so lieb habe, mochte ich nicht ansehen, wie er Siegfrieds Schatten war, eines Menschen, der eigentlich nur Kopf ist. Und ich habe überdies, wenn ich das alles auch nicht so in Gedanken ordnen kann, eine ganz bestimmte Auffassung von der Ehe. Einmal hörte ich zwei gescheite Menschen hin- und herraten, was das „Wunderbare“ sei, das „Wunderbare“ in dem Stück „Nora“. Und das ist mir so klar; das ist eben Vertrauen wie zu sich selber, das ist „Zwei in Einem“. Und nun war Pauls „Zweites“ oft viel mehr Siegfried als ich. Wenn er von ihm kam, so fühlte ich fast körperlich etwas Fremdes an, er hatte ein anderes Gesicht, er gab mir eine andere Art von Antworten, er schimpfte und lobte in einer Manier wie Siegfried, da konnte ich ihm doch nicht wie mir selber vertrauen!

Einmal sagte mir auch jemand ein schönes Wort von der Ehe; wer war's doch? ja, Bastian Kummer war's. Merkwürdig! Daß ich überhaupt mit ihm über die Ehe gesprochen habe! Ich sagte, die vielen unglücklichen Ehen wären vielleicht ein Beweis, daß es mit der ganzen Sache nichts sei. Da antwortete er, die Ehe betrachte er als ein Kunstwerk; Viele müßten schlechte Versuche machen, wenn



Waldemar Sink: Malabendstimmung.

nur eine gute dann und wann zustande kommen solle. Nun, es ist vielleicht etwas spitzfindig. Aber mir hat es Eindruck gemacht. Lotte, du meinst gewiß, das sei spießbürgerlich gedacht. Aber glaube mir, es ist nicht so. Ach, ich müßte viel schöner und besser reden können, um es zu erklären.“ Hilde dachte einen Augenblick gespannt nach und runzelte vor Anstrengung die Stirn. „Ich fühle ganz deutlich,“ sagte sie dann mit einem eigenwilligen Kopfnicken, als hätte sie einem Einwurf zu begegnen, „daß wir hier etwas Schönes auszuführen haben, das wir mit unserem Wunsche schon kennen, etwa wie Einer, der ein Kunstwerk bildet und immer dasjenige schon sieht und fühlt, was er schaffen muß. Vielleicht anderswo oder anderswie ist alles schon vorhanden, was wir hier nachbilden müssen in unserem Leben. Und trotzdem, trotzdem habe ich selber auch einen Schatten zwischen uns aufgenommen, wie Paul seinen Siegfried. Es ist sozusagen ein Nichts gewesen, nur eine zufällige Sympathie von mir, und doch war's — und ich spürte das immerzu — ein kleiner Schritt einem Abgrund entgegen. Zu erzählen ist wohl gar nichts oder nur ganz wenig, aber mir ist die Bedeutung von dem Wenigen so klar! Ich hatte Sympathie für jemanden; er kam ein paarmal hieher am Nachmittag, um mit mir zu plaudern. Er ist allerdings unruhig gewesen und hatte etwas Gewisses — Begehrliches; ich begreife jetzt eigentlich nicht mehr, wie ich mich über das hinwegtäuschen konnte. Und ich fühlte so eine Art Rückhalt in ihm, wenn ich mich gegen Paul auflehnte. Es war eben doch ein zweiter Schatten zwischen uns Beiden. Ich weiß selber nicht, wie groß er hätte werden können. Aber das wurde dann alles zerstört. Und ich bin froh darüber, so froh! Es ist, als wäre etwas zur rechten Zeit

